



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Boehm, Max Hildebert: Die Grenzen des Versicherungsgedanken : ein
Beitrag zur Philosophie der Zivilisation

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grenzen des Versicherungsgedankens

Ein Beitrag zur Philosophie der Zivilisation

Von Dr. Max Hildebert Boehm



Die Entwicklung, die Deutschland seit der Begründung seiner staatlichen Einigkeit genommen hat, kennzeichnet sich im wesentlichen als ein gewaltiger zivilisatorischer Aufschwung. Hieraus erklärt sich der Konkurrenzneid der Völker, die die Dinge der Zivilisation in Erbpacht zu haben glaubten und uns dafür gnädig die Rolle eines Kulturkateken zuwies, der die Herren der Erde in Musik und Philosophie zu bedienen hätte. Daß aber in uns der Wille zur Macht, der sein wirksamstes Mittel in der modernen Technik findet, plötzlich wieder lebendig wurde, das konnte man uns nicht verzeihen. Dies ist allbekannt. Es sollte aber auch das andere nicht vergessen werden, daß sich aus diesem wesentlich zivilisatorischen Charakter unserer jüngsten Epoche auch das seltsame Mißtrauen, die scharfe Kritik erklärt, die seit Nietzsche nicht die Schlechtesten unter unseren Volksgenossen zu Beschwörern und mahnenden Warnern gegenüber dem neuen Deutschland gemacht hat. Der Wechsel kam sehr schroff. Aus der Gedrücktheit und Kümmerlichkeit des kleinstaatlichen Deutschlands führten uns die überraschenden kriegerischen Erfolge in die Reihe der gebietenden Großmächte. Zu weit lagen die Zeiten der staatlichen Herrlichkeit im großen Mittelalter zurück. Wir hatten sie vergessen. Wir waren „kleine Leute“ geworden. Jetzt wurden wir Parvenüs. Wir bauten in einem erschreckenden Tempo Großstädte, deren Villenviertel, errichtet aus dem Gold des über Nacht reich gewordenen Neudeutschland, das Fürchterlichste an Unselbständigkeit, Aufdringlichkeit und innerer Hohlheit im Stil boten, was die deutsche Baugeschichte gesehen hat. Die Philosophie lag brach, abseits stand als Prediger in der Wüste der eine Friedrich Nietzsche. Und in der Dichtung und Malerei feierten Epigonentum und Historismus ihre Orgien. Verstaubt stehen heute die Werke von Georg Ebers im Bücherschrank als trauriges Erinnerungsmal der „Gründerzeit“.

Man sieht: die Arbeit an der Naturwissenschaft und der auf ihr aufbauenden Technik, die rechtliche Ordnung des neuen Reiches, die Ausgestaltung der sozialen Einrichtungen, in denen das Versicherungswesen schnell eine beherrschende Stellung gewann: all diese Zivilisationsarbeit sog die Kräfte der Nation dermaßen auf, daß für die kulturellen Leistungen in Philosophie, Kunst und Geisteswissenschaft, daß für eine religiöse Erstarbung und Vertiefung kaum etwas übrig blieb.

Jene Kritiker hatten — damals — recht. Deutschland stand in der Tat vor einem Abgrund. Seine furchtbare Gefahr war das Ertrinken in der bloßen Zivilisation, das zugleich der Verrat seiner besten Tradition, seiner tiefsten Wesensart war. Man schämte sich bereits, einmal als das Volk der Dichter und Denker gegolten zu haben. Soweit hatte die Zivilisation ihre entseelende Wirkung bereits ausgeübt. Denn das ist ihr Wesen: daß sie wohl Leistungen kennt, aber nicht Persönlichkeiten, in denen diese Leistungen wurzeln, und daß sie diesen Leistungen nicht gestatten will, Ausdruck eines Individuellen zu sein. Eine Maschine, ein naturwissenschaftlicher Lehrsatz, eine soziale Organisation hat nichts mit der seelischen Einzigartigkeit, mit der unwiederholbaren Persönlichkeit dessen zu tun, der sie schuf. Wenn man sich diesen Wandel, wie ihn der Zivilisationsfortschritt mit sich gebracht hat, an einem Beispiel vergegenwärtigen will, dann denke man an folgendes: das junge Paar, das heiraten wollte, ging früher zum Schreinermeister in seine Werkstatt und bestellte sich die Möbelstücke, zwischen denen ein Leben von Glück und Leid und Arbeit sich abspielen sollte. Der Meister kannte die Familie der Brautleute, sie kannten ihn. Eine Brücke des Verstehens war von vornherein da. Und der Meister fertigte dann die Stücke an, seine Gesellen, die selber einmal Meister werden wollten, halfen ihm dabei. In diesem Betrieb war Seele. Noch jetzt haftet etwas davon an den Möbeln, die wir aus jener alten Zeit erbt. Und heute? Wir betreten einen Laden, aus dem Hobelspäne und Leimgeruch verbannt sind. Wir lassen uns von einem „Fräulein“, das vom Handwerklichen selten etwas versteht, Musterbücher vorlegen und wählen uns ein Ameublement aus, das genau in derselben Ausführung in tausend Häusern steht. Die daran schafften, wissen in ihrer großen Mehrzahl, daß sie nie Meister werden, sondern ihr Leben lang Spezialisten für Schranktüren oder Schubladenkнопfe bleiben. Statt der Seele, die in die Erzeugnisse des alten Handwerks hineingearbeitet war, klebt an dem modernen Fabrikat etwas vom Blut der Opfer an Menschenwürde, die es gekostet hat.

Zivilisation ist Knechtung und kann ohne sie nicht sein. Davor dürfen wir die Augen nicht verschließen. Denn eine jede Mechanisierung eines lebendigen personhaften Einzelwesens ist Knechtung. So ist es selbstverständlich, daß sich daraus Haß und gegenseitiges Mißtrauen zwischen Mensch und Mensch entwickelt, mag diese Beziehung Konkurrenz oder Untergebenenverhältnis sein. In dem Maße, als dieser Geist der Zivilisation sich unseres ganzen Lebens bemächtigt, wächst sich das Mißtrauen zu einem allgemeinen aus. Und weil man nicht, wie auf dem Boden einer universalen Liebesgemeinschaft der Menschen, der gegenseitigen Hilfe vertrauend sicher sein kann, sieht man sich aus dem Gefühl der Angst heraus genötigt, sich zu versichern. So tritt klar zutage, wie der Versicherungsgedanke in der Zivilisationsidee wurzelt. Man könnte ihn das enfant terrible der Zivilisation nennen, weil er schon in seinem Namen eine Anklage gegen die Mutter ausspricht.

Jetzt wird auch ersichtlich sein, in welchem Sinne hier von Grenzen des Versicherungsgedankens gesprochen wird. Welch ungeheure Erleichterungen er

in das Leben bringt, welcher Wert ihm in dieser Richtung innewohnt, braucht nicht mehr ausgesprochen zu werden. Man würde oft Gesagtes wiederholen. Auch an seiner weiteren Ausdehnbarkeit braucht nicht gezweifelt zu werden. Von seinem Ursprung her jedoch, den wir im Zivilisationsgedanken fanden, haftet ihm eine Fragwürdigkeit an, deren Durchdenkung sich gerade der nicht entziehen sollte, der bisher nur das Besteckende an ihm gesehen hat. Denn das vor allem tut uns in diesem Augenblick, da wir vielleicht an einem weltgeschichtlichen Wendepunkt stehen, in allererster Linie not: daß wir uns vor einem Zivilisationstaumel hüten, daß wir die Grenze ihres Wertbereichs erkennen. Und diese so ungeheuer dringliche Einsicht wird für uns eher Gestalt gewinnen, wenn wir sie am Einzelfall, wie hier an der Versicherungsidee, als in abstrakter Allgemeinheit an dem Gedanken der Zivilisation überhaupt suchen.

Es wurde bereits ausgeführt, daß die Nötigung zur Versicherung aus dem Mißtrauen erwächst. Weil wir der Hilfe von Personen nicht trauen, übertragen wir ihre Aufgabe einer seelenlosen mechanischen Institution; weil wir nicht an die Gabe aus Güte glauben, verwandeln wir sie in einen Rechtsanspruch. Früher spannte das Unglück die Kräfte an und ein berechtigter Stolz hinderte uns über Gebühr fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. Heute schläfert uns der Verlaß auf die Versicherungsgesellschaft ein. Eine eigene Krankheit, die Rentenhysterie*), hat sich herausgebildet. Der Wunsch, eine gewisse Rente zu erlangen, ruft bei einer bestimmten Sorte nervöser Gegenwartsmenschen tatsächlich die nötige Krankheit hervor. Und der schwerste Beinbruch wird versüßt nicht nur durch die Zahlung der Gesellschaft, sondern obendrein durch das beseligende Bewußtsein des Triumphes, das zehnfache der eingezahlten Prämien „herausgeschunden“ zu haben — auf Kosten derer natürlich, die sich kein Bein brechen. Die können ja sogar froh sein! Das ist der sophistische Trost, der auch über eine Anwandlung von Scham hinweghilft.

Es ist also das Bochen auf das „gute Recht“, daß seiner empfindenden Naturen so oft als unanständig erscheint, zu dem das Versicherungswesen verführt. Man wird nicht zu weit gehen, wenn man auf diese Neigung zur Betonung des Rechtsstandpunktes ein gut Teil der Abneigung zurückführt, die sich der Bürger des neuen Deutschland im Ausland zugezogen hat. Gewiß dämmt das Recht seinem Wesen nach den Egoismus des einzelnen ein, aber nicht, weil es am Egoismus an sich etwas auszusetzen hätte — ganz im Gegenteil, es erkennt ihn an! — sondern bloß, weil es mit einer Mehrheit von Egoisten rechnet und sie gegeneinander abgrenzt. Das Recht, könnte man sagen, ist die Regulierung der sozial möglichen Maximal egoismen. Und dies erlaubte Maximum ist noch immer erheblich genug, um den, der es voll ausnützt, zu einem widerlichen Patron zu stempeln. Jeder kennt zur Genüge den Typ des

*) Vgl. den Aufsatz von Max Scheler, Rentenhysterie. Zu all den hier behandelten Problemen hat dieser Denker in seinen demnächst gesammelt erscheinenden Aufsätzen gegenwärtig das Beste gesagt.

fetten Bourgeois, der in der Eisenbahn eine Dame stehen läßt, weil er „sein Billet so gut bezahlt hat, wie sie“ oder der bei der Table d'hôte sich die besten Stücke von der Schüssel sucht, weil er dazu ein „gutes Recht“ zu haben glaubt. Gerade dieser ethisch höchst ansehbare Menschenschlag gerät aber bekanntlich bei der geringfügigsten Antastung seiner heiligen „Rechte“ in eine fürchterliche moralische Entrüstung.

Diese Verleitung zum skrupellosen Rechtsstandpunkt ist der Kern der demoralisierenden Wirkung der Versicherung auf den Versicherten. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß sie zugleich eine Art von ganz sublimem Hochmut nährt. Es ist der sogenannte Bettelstolz, sich nichts schenken lassen zu wollen. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß dieser in einer niedrigen Auffassung vom Wesen des Geschenks gründet. Das echte Geschenk als Gabe der Güte hat mit der Möglichkeit des Empfängers „sich zu revanchieren“ nichts zu tun, denn das Gegengeschenk schiebt dem zuerst Gebenden die Hoffnung auf ein solches unter, wodurch seine Gabe entwertet wird, und es verkennt zugleich die Unvergeltbarkeit des wahren Geschenks. Gewiß gilt Nichtsches Gebot der Sprödigkeit im Annehmen zu Recht. Wir sollen nur von der Liebe annehmen, und diese unsere Annahme ist eine Ehrung, die wir dem Geber erweisen. Der echten Liebe aber, der Caritas, eine Gabe zurückzuweisen, ist Hochmut. Dieser Hochmut, der in der Not die Hilfe der Freunde verschmäht, findet in dem Rechtsstandpunkt, den ihm die Institution der Versicherung nahe legt, einen willkommenen Schlupfwinkel. Dem willigen Geschenk der Güte seiner Freunde, seiner „Nächsten“, zieht der auf diesem Standpunkt Stehende in seinem verirrten Stolze die Gabe derer vor, die in der Versicherung ihre Prämien umsonst gezahlt oder doch sich wenigstens bloß eine Portion Sorglosigkeit damit erkauft haben.

Schon alle bisherigen Ausführungen laufen der herrschenden, von der glänzenden Außenseite der Versicherungsidee bestochenen Meinung so entgegen, daß nur von einem tieferen Durchdenken mehr als ein Kopfschütteln oder ein unwilliges Achselzucken zu erwarten ist. Zu tief in den Gliedern sitzt uns allen ja der leidige Zivilisationsstolz des neuzeitlichen Menschen, wie wir es doch so herrlich weit gebracht! Vollends aber zu einer Lächerlichkeit ist es geworden, wenn wir daran erinnern, daß die Versicherung ein hervorragendes Mittel ist, um den Gott auszuschalten, der das Wort von den Lilien auf dem Feld sprach. Es muß in besonderem Zusammenhang erhärtet werden, wie es die Rolle der Zivilisation ist, den gottgewollten Unterschied von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zu fälschen. Insbesondere gilt dies von der Zukunft, die durch unsere klugen Vorausberechnungen — *savoir pour prévoir* sagt Comte vom Wesen der Wissenschaft — durch unsere hygienisch-prophylaktischen Schlaupheiten und durch unser sinnreiches Versicherungssystem ihres Zukunftscharakters so weit entkleidet wird, daß wir uns ganz behaglich darin einnisten, als gehörten wir dahin und nicht in die Gegenwart und nur in sie. Auch hier tritt zutage, wie die Zivilisation im Mißtrauen wurzelt. Da aber das Wesen der Religion

leztlich in einem kosmischen Vertrauen besteht, so offenbart sich nirgends unverhüllt als hier der atheistische Grundzug des Zivilisationsgedankens. Und wie weit all unsere von ihm beeinflussten ethischen Anschauungen bereits vom Boden des Christentums abgerückt sind, äußert sich darin, daß wir einen Menschen, der die Segnungen der Versicherung etwa von der Hand weist, von vornherein als leichtsinnig brandmarken, daß wir den Familienvater die Lebensversicherung geradezu zur Pflicht machen. Es soll selbstverständlich nicht gesagt sein, jenes religiöse Gebot verlange ein verschwenderisches In-den-Tag-hinein-leben. Daß aber der Geist des mutigen Zutrauens und des gläubigen Hoffens, den es fordert, verschieden ist von der pfiffigen Geschicklichkeit des Sich-salvierens, die aus der Kleingläubigkeit des „Man kann nicht wissen“ stammt, das wird sich schwer leugnen lassen. Es zeigt sich aber auch deutlich, welch weltenschwere Probleme gerade uns neuzeitlichen Germanen das Christentum, wenn wir es ernst nehmen, auferlegt, Probleme, die noch gänzlich ungelöst in unheimlicher Fraglichkeit vor uns stehen. Es geht einfach nicht, bis zum Äußersten undeutsch wäre es, vor ihnen im Zivilisationsrausch die Augen zu schließen.

Es ist unmöglich, in diesem engen Rahmen die Frage der Zivilisation und ihrer tief innerlichen Bedenkllichkeit in ihrem ganzen Umfange aufzurollen. Nur dies sei noch von geschichtspphilosophischem Gesichtspunkt angefügt. Es ist allerdings das Kennzeichen der westeuropäischen Neuzeit, daß der Zivilisationsgedanke in ihr zu einer vorher nicht gesehenen Alleinherrschaft gelangt ist, die denn freilich auch seine ganze Gefährlichkeit für die tiefsten Güter der Menschheit hat sichtbar werden lassen. Aber es wäre verfehlt zu sagen, die Zivilisation sei eine Erfindung der Neuzeit. Das ist ein Hauptirrtum der Romantik. Das Prinzip der Arbeitsteilung z. B., in dem das moderne Spezialistentum mit all seinen Härten wurzelt, beginnt schon in prähistorischer Zeit sich durchzusetzen. Mag sein, daß sie eine Mitgift des Teufels ist, aber sie ist eine Mitgift an das ganze Menschengeschlecht, und alle Zeiten haben es versucht, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Das Altertum überbaute einen Tartarus der Sklaverei mit einem Olymp, darinnen ein kleiner Kreis der Auserwählten es sich leisten konnte, die Werke der Kultur zu formen — „leichten Hauptes und leichter Hände.“ Weil jene, die andern, „drunten sterben, wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,“ waren ihnen droben die Dinge des Geistes „σολή“, Muße! Aber wie fährt Hofmannsthal fort? „Doch ein Schatten fällt von jenen Leben in die anderen Leben hinüber.“ Der Christus wird geboren, nicht in den Olymp, sondern in den Tartarus, und wie er von dort emporsteigt, mag Klinger hat es uns gemalt. Mit diesem Moment beginnt das Mittelalter. In die Herzen der blauäugigen blonden Söhne Wodans tritt der Kampf der feindlichen Gewalten, und alle Zwiespältigkeiten des westlichen Katholizismus, die zu seiner Auflösung in den Protestantismus geführt haben, erklären sich daraus, daß er Kultur, Zivilisation und Christentum gleich ernst nahm. Die Neuzeit tritt ein, da sich das bisherige Verhältnis von Kultur,

Zivilisation und Religion zu lockern beginnt, bis sich erstere gänzlich von der Religion emanzipieren und es droht die Gefahr, das schließlich auch die Kultur vom unerfättlichen Zivilisationsfortschritt erwürgt wird. Der Osten Europas dagegen opferte der Religion die Kultur und Zivilisation, vor allem die letztere. So konnte das Ruffentum in seinem gewaltigsten Sprecher, Dostojewski, allerdings eine vernichtende Kritik an der religiösen Entwicklung des Westens üben. Das Tragische aber ist, daß über ihn hinweg auch sein Volk sich der gewaltigen Versucherin, der westlichen Zivilisation, in die Arme wirft. Ein Sieg Rußlands würde diesen Prozeß beschleunigen. Deutschland aber rettet durch einen Sieg nicht nur sich, sondern hilft auch dem Gegner zu sich selbst.

Uns aber zeigt unsre Geschichte und erst recht die Entwicklung, die der Osten nimmt, daß es nicht angeht, sich um das Problem der Zivilisation herumzudrücken, indem man sie schlechtthin ablehnt. Und die Bestimmung auf ihr wahres Gesicht, wie es die letzten Jahrhunderte enthüllt haben, macht es uns auch unmöglich, ihre Emanzipation anzuerkennen. Nach einer neuen Bindung für sie gilt es also zu suchen. Wir erwarten von der Epoche, die kommen soll, das neue Wort über die Vereinigung von Kultur, Religion und Zivilisation, nach der unsere tiefste Sehnsucht ausschaut. Dies Wort, und kein andres, wird das Stichwort des neuen Blattes der Weltgeschichte sein, das Gott soeben ausschlägt.

„Man fühlt den Glanz von einer neuen Seite,
Auf der noch alles werden kann.“



Ein Edward Grey des achtzehnten Jahrhunderts

Von Sigmar Mehring



uf die Ähnlichkeit der Weltlage während des jetzigen Krieges und während der Kämpfe Friedrichs des Großen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist von Professor Lamprecht und anderen mehrfach hingewiesen worden.

Wie jetzt der Engländer Edward Grey, war es damals der Franzose Choiseul-Amboise, der im Wanne der Pompadour bestrebt war, durch diplomatische Ränke die Mächte Europas aufeinander zu heizen.

In Friedrich dem Großen fand Choiseul seinen gefährlichsten Gegner, und deshalb suchte er auch auf allen Wegen Bundesgenossen zur Einkreisung des jungen Preußenstaates. Er schloß sich eng an Österreich an, verpflichtete Spanien und Italien für Frankreich, hegte in England und hegte in Rußland. Aber Friedrich war nicht nur ein genialer Feldherr, sondern auch ein feinspüriger Staatsmann, er durchschaute die hinterlistigen Pläne des Herzogs von Choiseul und durchkreuzte sie, so gut es ging. Das Schwert mußte freilich nachhelfen, da dem sparsamen Preußenkönig nicht die „Silberkugeln“ zu Gebote standen, mit denen damals der Vertreter Frankreichs alle Welt erobern konnte.